

Prolog



Das Erste, was Sie von mir erfahren sollen, ist, dass es wirklich einen Staat mit dem Namen Delaware gibt.

Als ich auf ein College im Mittleren Westen der USA ging, merkte ich erstmals, dass mein Zuhause – der Ort, an dem ich mein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte – den meisten Menschen nur vage bekannt vorkam. „Und, wo kommst du her?“, wurde ich immer wieder gefragt, und immer wieder, wenn ich antwortete „aus Delaware“, erhielt ich zur Antwort: „In welchem Bundesstaat liegt das?“

Nein, nein und nochmals nein! Delaware liegt nicht *in* einem Staat, es *ist* ein Bundesstaat. Es ist sogar der erste Staat – wie es auf dem Nummernschild eines jeden Autos eines Bewohners von Delaware steht. Als eine der dreizehn ursprünglichen Kolonien verdiente sich Delaware seinen Rang als Nummer eins, indem es am 7. Dezember 1787 als erster Staat die Verfassung der Vereinigten Staaten unterzeichnete. Dem ist doch nichts weiter hinzuzufügen, oder? Delaware war schon ein US-Staat, bevor die meisten anderen Staaten auch nur in den Gedanken der Regierung existierten.

Mit voller Berechtigung könnten Sie nun fragen: Wenn dieses Land den anderen auf dem Weg zur Nation voranging, warum hören wir dann nie etwas über diesen Staat namens Delaware? Gute Frage. Darüber habe ich mir auch schon oft den Kopf zerbrochen. Hat es nur diese eine historische Tat vollbracht und sich seither auf seinen Lorbeeren ausgeruht? Seien wir ehrlich – Delaware schafft es fast nie in die Schlagzeilen und überhaupt nur selten auf die überregionalen Seiten – außer in den seltenen Fällen, wenn mal wieder irgendein Senator mit einer bissigen parteistrategischen Bemerkung in Washington für Furore sorgt. Aber die meisten Leute ignorieren Derartiges. Ich ebenfalls.

Als ich noch ein Kind war, ließ mich ein Bibeltext, den ich in der Sonntagsschule gehört hatte, immer an Delaware denken. Es war die Geschichte im Johannesevangelium, in der Philippus zu Nathanael

geht, um ihm zu erzählen, dass sie den Messias gefunden haben, denjenigen, von dem einst Mose und die Propheten geschrieben hatten. Das hätte doch so ziemlich jeden Juden brennend interessieren müssen, oder? Aber seltsamerweise ist dieser Mann, der der Messias sein soll, Jesus von Nazareth, Josephs Sohn. Anstatt sich also darüber zu freuen, dass der Messias gekommen ist, ist Nathanael nur zutiefst erschrocken darüber, dass dieser aus Nazareth kommt – der Zufluchtsstätte der römischen Armee, den Verfolgern der Juden. Und so ruft Nathanael lediglich: „Was kann von da schon Gutes kommen!“

Diese Worte brannten sich mir ins Gedächtnis. Immer wieder bewege ich sie in meinem Kopf hin und her, bis sie sich schließlich eines Tages in die Frage verwandelten: „Kann überhaupt *irgendetwas* aus *Delaware* kommen?“

In meiner Jugend gaben meine Freundin Natalie und ich unserem Heimatstaat den Spitznamen „Dullaware“ („dull“ wie „langweilig“). Für uns war es „Der Ort, An Dem Nie Etwas Passiert“. Wir dachten allerdings, dass die Menschen außerhalb unseres Staates zumindest wussten, dass wir existierten. Die gegenteilige, äußerst zermürende Erkenntnis wurde uns erst später zuteil.

Womöglich wird Delaware vor allem wegen seiner Größe übersehen. Trotz des idealistischen Werbeslogans, der den Staat als „Kleines Wunder“ verkauft, stellt das Beiwort „klein“ Delaware als genau das dar, was es ist: Bloß ein winziger Landstrich, nicht größer als ein Stecknadelkopf, auf dem mangels Flughafen noch nicht mal eine Verkehrsmaschine landen kann. Um nach Delaware zu fliegen, muss man in Philadelphia landen, oder eventuell in Newark in New Jersey, oder möglicherweise sogar auf dem Dulles Airport in Washington – aber in Delaware selbst landet man allenfalls mit einem Privatjet oder einer Militärmaschine. Man könnte es auch so formulieren – und ich befürchte, wie immer steckt ein Körnchen Wahrheit in derartigen Scherzen –, dass es einfach keinen Platz für eine Landebahn gibt. Es gibt einen alten Witz unter Reisenden: „Delaware. Wenn du einmal blinzelst, hast du es schon verpasst.“

Tatsächlich ist Delaware nur knapp einhundertdreißig Kilometer lang und sein breiter Teil – das Südende des Staates – misst nur gut fünfundfünfzig Kilometer. Weiter nördlich, unterhalb von Wilmington, wo ich aufgewachsen bin, ist der Staat sogar nur knapp dreizehn Kilometer breit. Dreizehn Kilometer!

„He, wollen wir mal quer durch den Staat wandern?“

„Klar. Bis zum Abendessen hatte ich sowieso nichts Besseres vor.“

Ich weiß, ich weiß. Das alles sieht nicht sonderlich vielversprechend aus. Man hört nie von Leuten, die für ihren Traumurlaub oder ihren Altersruhesitz in Delaware sparen. Man hört nie jemanden über den Glanz und Ruhm dieses Staates auf eine solche Art und Weise reden, dass man unbedingt selbst einmal dorthin möchte.

Man hört überhaupt fast nie irgendetwas über Delaware.

Aber andererseits: Bedenken Sie bitte, dass sich der Staat selbst damit kaum von den meisten von uns unterscheidet. Oder etwa nicht? Sie, ich, irgendjemand aus unserer Straße – wir sind alle da, existieren genauso real wie alle anderen, leben unser reales Leben wie alle anderen – und doch: Wenn man nicht gerade so einflussreich wie New York oder so groß wie Texas ist, wissen nur ganz wenige Menschen, dass Sie existieren oder dass ich existiere oder dass überhaupt irgendjemand existiert – außer der vagen Ahnung, dass „irgendwo da draußen“ auch andere Menschen sind.

Kann aus so einem kleinen Leben etwas Gutes entstehen?

Genauso, wie Philippus Nathanaels Frage beantwortete, ob von so einem zweifelhaften Ort überhaupt etwas Gutes kommen kann, lade ich Sie gleichermaßen ein: Kommen Sie und sehen Sie selbst.



Kapitel 1

Ich habe schon in einem halben Dutzend US-Staaten gelebt – im Mittleren Westen, im Süden und entlang der Ostküste –, aber nie erschien mir das Licht der Dämmerung wie in den Sommernächten in Delaware. Ich würde es ja gerne beschreiben, aber ich befürchte, dass es mir nicht gelingen wird. Dieses Licht gehört vielleicht zu den wenigen Dingen auf dieser Erde, für die es keine Worte gibt – einfach, weil es außerhalb jeder Sprache zu existieren scheint. Eigentlich ist es überhaupt nicht mit Licht zu vergleichen, sondern es erinnert vielmehr an einen Seufzer der Begehlichkeit – als hätte die Erde selbst einen zufriedenen Atemzug getan.

Wohin ich auch ging, wo auch immer ich im Laufe der Jahre wohnte, erinnerte ich mich an dieses Licht. Als Kind ließ ich mich von seiner Wärme einhüllen, und in diesem Licht spürte ich zum ersten Mal die ganz reale Gegenwart des Ewigen.

Auch in der ersten Woche meiner Rückkehr nach Delaware ließ sich dieses besondere Licht blicken, um mich zu begrüßen. Ich saß am Esstisch von Pine Glen, dem Wohnhaus für die Lehrer auf dem Campus der Seaton Preparatory School. Bücher, Karteikarten, lose Blätter und Unterrichtspläne lagen in Stapeln auf dem gesamten Tisch verteilt, während ich mich auf meine Schulstunden vorbereitete, die bereits in wenigen Tagen beginnen würden. Ich unterrichtete zwar schon seit mehreren Jahren, aber in jenem Moment erschienen mir die Papierberge vor mir so unüberwindlich wie eine schneebedeckte Bergkette. Ich fühlte mich nicht einfach nur unzulänglich! Plötzlich wieder in Seaton zu sein – jetzt als Lehrerin statt als Schülerin – löste in mir ein einziges Gefühlschaos aus. Was für ein Zwiespalt: Diesen Ort hatte ich einst geliebt und zugleich gehasst; an diesem Ort war ich gereift, aber er hatte mich auch mit qualvoller Angst erfüllt.

Ich spürte gerade etwas von eben dieser alten Angst – fast bedauerte ich es bereits, dass ich hierher zurückgekehrt war –, als ich mein Gesicht dem Lufthauch zuwandte, der durch das offene Fenster hereinwehte.

Das vertraute Dämmerlicht umstriefte die Tannen wie eine zufriedene Katze – und wie schon früher durchbrach in diesem Moment irgendetwas meine Furcht und ich fühlte mich getröstet. Ein paar Minuten lang regte ich mich nicht, um das Gefühl nicht zu vertreiben, das ich schon so lange Zeit nicht mehr verspürt hatte.

Als ich noch jung war, nannte ich diese Momente meine *Augenblicke des Seins*. Diesen Ausdruck hatte ich bei der Schriftstellerin Virginia Woolf entdeckt und hatte ihn seitdem gerne verwendet. Ich muss gestehen, dass ich deshalb keinerlei Bedenken hatte. Zum einen wusste niemand von meinen persönlichen Augenblicken des Seins – einschließlich Virginia Woolf, die bereits tot war. Zum anderen – und das war vielleicht noch wichtiger – verstanden sie und ich unter den Augenblicken des Seins zwei vollkommen unterschiedliche Dinge.

Erst nach einiger Zeit beugte ich mich schließlich wieder über meine Unterlagen, aber noch bevor ich mich erneut in die Arbeit vertiefen konnte, wurden meine Gedanken von einem herannahenden Auto unterbrochen. Ich erwartete niemanden und konnte mir nicht vorstellen, wer abends nach acht noch auf einen Besuch vorbeikam, sodass ich voller Unbehagen ans Fenster trat. Ich entdeckte einen blassblauen Honda Accord, der in diesem Augenblick in der runden Auffahrt des alten, mit Schindeln bedeckten Hauses zum Stehen kam. Die Autotür öffnete sich schwungvoll. Als ich die Fahrerin erkannte, fühlte ich mich, als sei ich erst jetzt wirklich wieder daheim in Delaware angekommen. Auf dem Kiesweg stand meine alte Freundin Natalie Primrose. *Nein*, dachte ich kopfschüttelnd, *Natalie Fraley*. Vor zwanzig Jahren war ich ihre Brautjungfer gewesen und noch immer vergaß ich es regelmäßig, sie bei ihrem neuen Nachnamen zu nennen.

Ich eilte zur Haustür und wenig später lagen wir uns in einer langen, fröhlichen Umarmung lachend in den Armen.

„Ich kann es kaum fassen, dass du hier bist, Beth“, rief sie begeistert und betrachtete mich von Kopf bis Fuß.

„Ich kann es ja selbst kaum glauben“, erwiderte ich. „Komm doch herein.“

Sie folgte mir ins Haus und blickte sich um. „Meine Güte, Beth, du wohnst in Pine Glen! Es ist unglaublich.“

„Stimmt aber. Glaub es oder glaub es nicht, aber hier bin ich: Englischlehrerin an der Seaton Prep.“

„Lehrerin? Du siehst doch noch genauso aus wie damals als Schülerin!“

Ich lachte lauthals. „Bis auf das Dutzend neuer Falten ...“

„Quatsch, Beth. Du siehst toll aus!“

„Danke. Du aber auch, Nat.“

„Deine kurzen, gewellten Haare gefallen mir. Und wie bleibst du biteschön so schlank? Schau mich an – ich schleppe zehn Kilo zu viel mit mir herum.“

„Ach komm, du hast immerhin drei Kinder.“

„Trotzdem.“ Sie schüttelte den Kopf. „Beth, unser letztes Treffen ist wirklich viel zu lange her. Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich einfach so hereinschneie. Ich hätte vielleicht vorher anrufen sollen ...“

„Auf keinen Fall. Ich freue mich riesig!“

„... aber ich konnte es kaum abwarten, dich endlich wiederzusehen. Ausgerechnet, als du hier ankamst, waren wir mit den Schwiegereltern unterwegs. Heute Nachmittag, als wir wieder da waren, habe ich zu Ron und den Kindern gesagt, sie müssten sich den Rest des Abends leider ohne mich vergnügen, bin in den Wagen gestiegen und hierher gedüst.“

„Es ist wunderbar, dass du da bist. Komm doch rein und setz dich. Möchtest du etwas trinken? Kaffee? Sprudel?“

„Danke, erst mal nicht. Hey, es sieht ja fast so aus, als würdest du schon seit Jahren hier wohnen. Wie hast du denn so schnell ausgepackt?“

„Ich bin ja schon fast eine Woche hier. Aber du solltest dich mal oben umschauen. Alles voller Kisten.“

Ich führte sie ins Wohnzimmer, aber nach kaum drei Schritten blieb sie wie angewurzelt stehen. „Wow!“, sagte sie. Ich sah, wie ihr Blick über die Bücherregale an den Zimmerwänden wanderte. „Das ist kein Haus, das ist eine Bibliothek. Ich habe noch nie so viele Bücher an einem Ort gesehen.“

Ich zuckte die Achseln. „Ja, da hat sich im Laufe der Jahre ganz schön was angesammelt, und wenn sie mir erst einmal gehören, kann und mag ich mich einfach nicht mehr von ihnen trennen.“

„Du hast ja schon immer gern gelesen, aber das hier ...“ Sie hielt inne und lächelte mich schief an. „Hm, wahrscheinlich sind Bücher eine wesentlich sinnvollere Investition als meine Sammlung von Ke-

ramikkühen, denn die sitzen bloß da und schauen blöd drein. Aber irgendwie mag ich sie trotzdem.“

Sie setzte sich in den Ohrensessel am Kamin, ich setzte mich ihr gegenüber auf die Couch und zog die Beine an.

„Ich muss schon sagen, Pine Glen sieht deutlich besser aus als damals, als die Buckleys noch hier wohnten“, meinte sie. „Weißt du noch – diese schwarzen Wildledermöbel und die verschwommenen Leuchtposter an den Wänden? Was für eine Geschmacksverirrung. Und der wollte Künstler sein! Das Zimmer sah aus wie eine Kreuzung zwischen einer Friedhofskapelle und einem wirklich schlimmen LSD-Trip.“

„Wie sollte ich das je vergessen!“, lachte ich.

Uns war die Inneneinrichtung der Buckleys vertraut, weil sie damals an den Wochenenden häufig ein paar Schüler zu sich einluden. Man traf sich auf eine Pizza, saß anschließend noch zusammen und unterhielt sich über Kunst, Popliteratur und die aktuellen 40 besten Titel der Hitparade. Manchmal brachte jemand eine Gitarre mit und wir sangen gemeinsam ein paar Lieder von Cat Stevens, Jim Croce und Dan Fogelberg. Gelegentlich gingen Natalie und ich auch zu diesen Treffen, denn ihre große Liebe war die Kunst und Mr Buckley war der Kunstlehrer der Oberstufe. Seine Frau unterrichtete Sozialkunde und Geschichte in den mittleren Klassen. Das waren die tagsüber stattfindenden und von der Schule genehmigten Zusammenkünfte bei den Buckleys. Wovon die Schulbehörde allerdings nichts wusste, waren die spätabendlichen, inoffiziellen Zusammenkünfte, von denen Natalie und ich nur durch die Gerüchteküche erfuhren. Offenbar bauten die Buckleys auf einer Fensterbank in einem der oberen Zimmer ihr eigenes Marihuana an, dessen Ernte sie freigebig – wenn auch heimlich – mit einigen Schülern teilten.

„Du meine Güte“, fuhr ich fort, „es waren die wilden Siebziger! Im Grunde genommen waren die Buckleys einfach ein Hippiepärchen, das sein Leben leben wollte und sich irgendwie durchgeschlagen hat.“

„Das weiß ich doch. Ich mochte sie ja auch. Nur im Nachhinein würde ich sagen, dass Stan Buckley als Kunstlehrer für eine High School nicht gerade meine erste Wahl gewesen wäre. Was haben sie sich denn dabei gedacht, als sie ihn eingestellt haben? Talent hin oder her: Wenn meine Kinder von irgendeinem Lehrer zum nächtlichen Kiffen eingeladen würden ...“ Sie beendete den Satz mit einem Kopfschütteln.

„Ja, ganz schön wild, ich weiß. Und wir beide haben irgendwie alles verpasst – und hatten trotzdem eine schöne Zeit.“ Ich lächelte meine alte Freundin an.

„Allerdings!“, sie lachte. „Aber wir waren trotzdem auch nicht ohne.“

„Oh nein, ganz sicher nicht. Weißt du noch, wie ...“ Ich verstummte und blickte sie an. Beinahe hätte ich sie gefragt, ob sie sich noch daran erinnerte, wie wir beide einmal nachts über den Campus zum Blockhaus 1 geschlichen waren, wo wir bereits von zwei Freunden erwartet wurden. Aber dann überlegte ich es mir nach kurzem Nachdenken doch anders und wechselte das Thema.

„Was weiß ich noch?“

„Ach, nichts.“ Ich zuckte die Achseln und versuchte meinen Einwurf mit einem kurzen Lachen abzutun. „Aber jetzt erzähl doch mal: Wie läuft es denn bei dir gerade?“

„Gut. Alles prima. Die Kinder sind tatsächlich gerade mal ausnahmsweise alle gesund. Und bei dir?“

„Ganz okay. Ich bin ein bisschen nervös wegen des Schulbeginns in ein paar Tagen.“

Plötzlich verzog sich Natalies Gesicht voller Besorgnis. Ich wollte ihr gerade erklären, dass ich zum Schuljahresbeginn immer etwas aufgeregter war und rasch darüber hinwegkäme, aber sie war mit ihren Gedanken ganz woanders.

„Was ist mit Nick?“, fragte sie zögerlich.

Nick Watson. Der Mann, den ich in Maryland zurückgelassen hatte, als ich die Stelle hier in Seaton annahm.

„Es ist aus“, erwiderte ich.

„Gar keine Hoffnung mehr?“

„Nein.“ Ich versuchte zu lächeln, aber das Beste, was ich zustande brachte, war ein unsicheres Zucken meiner Mundwinkel. „Es ist vorbei. Wenn er nach drei Jahren Beziehung nicht dazu bereit ist, einen Schritt vorwärts zu gehen – auf was soll ich dann noch hoffen oder warten? In den letzten Monaten hat er sich zurückgezogen.“

„Es tut mir so leid, Beth“, sagte Natalie leise.

Ich wedelte lässig mit einer Hand. „Du kennst mich doch. Pech in der Liebe.“

Als sie nicht antwortete, breitete sich ein unbehagliches Schweigen im Zimmer aus. Ich merkte, wie ich angestrengt nach Worten suchte,

um die Lücke zu füllen. „Sag mal, hörst du denn ab und zu noch etwas von der alten Garde?“, fragte ich schließlich in bemüht heiterem Tonfall.

„Ähm, nein. Eigentlich nicht. Mein letzter Stand ist, dass Janie immer noch oben in Rochester lebt und dort für ein Chemieunternehmen arbeitet.“

„Was ist mit den Jungs?“, fragte ich.

Sie zog eine Grimasse. „Ich bin echt schlecht im Kontakthalten. Soweit ich weiß, ist Ken in Washington. Vor einiger Zeit stand in einer Ehemaligen-Zeitschrift, dass er verheiratet ist und mehrere Kinder hat. Damals hat er als Lobbyist gearbeitet – stets damit beschäftigt, die Politiker davon zu überzeugen, die Dinge so wie er zu sehen.“

„Typisch Ken.“

„Oh ja. Und Ray ist Arzt geworden. Das weiß ich immerhin ganz sicher. Er arbeitet sogar hier im Krankenhaus in Wilmington. Ich habe ihn vor nicht allzu langer Zeit bei unserem zwanzigjährigen Schultreffen gesehen, aber seither nicht mehr.“

„Irgendwie habe ich schon immer gedacht, dass aus ihm mal etwas wird“, warf ich ein.

„Eigentlich ist es schade, dass wir nicht enger in Kontakt geblieben sind. Seit dem zehnten Klassentreffen war ich nicht mehr hier, nicht einmal zum allgemeinen Ehemaligentreffen.“

„Und was ist mit Artie?“ Natalie lachte. „Der ist irgendwie ganz von der Bildfläche verschwunden. Vielleicht ist er ja wirklich als Söldner in den Kongo gegangen, wie er es immer vorgehabt hat. Weißt du noch, wie er immer davon geschwärmt hat?“

Wir waren damals in der Oberstufe zu sechst in einer Clique gewesen. Drei Jungen und drei Mädchen. Unsere Gruppe fand sich ziemlich schnell zu Beginn der elften Klasse zusammen, als Mr Fossett, unser Chemielehrer, eines Vormittags überraschenderweise nicht zum Unterricht erschien. Es war die Pause kurz vor dem Mittagessen. Da mehrere Freistunden vor uns lagen, waren fünf von uns sofort dabei, als Raymond Schmidt fragte: „Will sich sonst noch jemand was bei Burger King zu essen holen?“ Ray kam mit einem frisierten Camaro zur Schule. In diesen quetschten wir uns jetzt alle hinein und riskierten damit für Whopper und Pommes Strafdienst in der Scheune. Ray verfügte über Beziehungen, denn er war der Großneffe des stellvertretenden

Schulleiters John Pettingill. Ray ging davon aus, falls wir erwischt würden, könnten wir zu seinem Onkel gehen und irgendwelche Ausreden erfinden. Ich war mir da nicht so sicher. Pettingill wurde gemeinhin nur „Der Commander“ genannt, da er im Zweiten Weltkrieg in der Marine gedient hatte. In Folge seiner militärischen Ausbildung während des Krieges führte der Commander normalerweise ein straffes Regiment und ließ keinerlei Unsinn durchgehen. Trotzdem wollte ich mir das Abenteuer auf keinen Fall entgehen lassen, selbst wenn dies bedeuten konnte, später zur Strafe die Pferdeställe auszumisten. Wir machten uns also alle zusammen auf den Weg zu den Imbissketten am Highway und kehrten rechtzeitig nach der fünften Pause zurück, ohne dass uns jemand von den Lehrern erwischt hätte. Vollgepumpt mit Zucker und gesättigtem Fett trudelten wir wieder auf dem Campus ein und lachten hysterisch über die Pappkronen von Burger King, die wir auf unseren Köpfen trugen. Wir waren damals so leicht zu erheitern.

Nach diesem Ausflug verstanden wir uns als eine Art Clan, der so untrennbar wie ein Pärchen alles gemeinsam unternehmen musste – mit dem kleinen Unterschied, dass wir zu sechst anstatt zu zweit waren. Wir gaben unserer Gruppe sogar einen Namen und nannten uns „Die Barbaren“. Soweit ich mich entsinne, stammte dieser Name aus einer Geschichtsstunde, in der ein Lehrer den Satz zitierte: „Die Zukunft gehört den Barbaren.“ Damit waren doch ganz gewiss wir gemeint!

Außerdem fanden wir es damals unglaublich lustig, uns „Die Barbaren“ zu nennen – höchstwahrscheinlich deshalb, weil es nahezu keinen Namen gab, der noch weniger der Wahrheit entsprochen hätte. Wir waren eine Horde sittenstrenger Jugendlicher, Bücherwürmer, meist recht gepflegt, Einser-Kandidaten und alle auf dem direkten Weg ans College. Wir handelten uns nie wirklichen Ärger ein, hatten nie mit Drogen zu tun und hatten nichts mit Sex am Hut, außer dass wir gelegentlich Flaschendreher spielten. Wir waren der Traum aller Eltern im Altraum der Gegenkultur der Sechziger und Siebziger.

Am Abschlussstag standen aus unserer Clique Raymond Schmidt und Janie Kidder gemeinsam als Jahrgangsbeste auf der Bühne. Wir alle wurden mit Preisen geehrt – Ray und Janie für ihre Vorbildfunktion und ihre schulischen Leistungen, Arthur Sochs für seine herausragende naturwissenschaftliche Begabung, Ken Cunningham für seine Arbeit in der Schülervvertretung, Natalie für Kunst und Design, und ich – ich

erhielt den von mir schon so lange begehrten Frank-P.-Milne-Literaturpreis.

Oh ja, die Zukunft gehörte wirklich uns.

Doch selbst an jenem Festtag, inmitten all unserer Errungenschaften, lag über Vieren von uns eine gewisse Melancholie, die alles andere überschattete. Da war etwas unerledigt, oder besser gesagt unerkannt geblieben, das an uns nagte wie ein Krebsgeschwür, das einem allmählich die Eingeweide zersetzt.

Jetzt, so viele Jahre danach, saßen Natalie und ich im Wohnzimmer von Pine Glen und gingen von unseren vagen Erinnerungen an die Vergangenheit zur Gegenwart über – ihre freiberufliche Tätigkeit als Künstlerin, ihre Kinder, meine neue Stellung als Lehrerin. Die Zeit verging wie im Flug und gegen zehn Uhr abends musste sie gehen. Wir standen auf und in diesem Augenblick verspürte ich wieder den alten Zwiespalt, dieses entfernte und doch reale Gefühl der Furcht.

Als wir durchs Zimmer gingen, fragte ich wie aus einem Impuls heraus: „Denkst du jemals noch an Mr Dutton?“

Sie schaute mich ungläubig an, als hätte ich das Udenkbare gefragt. Doch dann lachte sie – ja, sie lachte tatsächlich – und sagte: „Ach du lieber Himmel, nein. Warum in aller Welt sollte ich denn an ihn denken?“

Sie umarmte mich und lief winkend zu ihrem Auto. Noch ein Hupen zum Abschied, dann verschwand sie mit durchdrehenden Reifen aus der kiesbedeckten Einfahrt.

Dann musste sie also ihren Frieden gefunden haben. Ich nicht. Ich hatte versucht zu vergessen, aber ich konnte die Erinnerungen nicht ausradieren. Sicher, über die Jahre waren sie weniger lebhaft geworden, hatten sich in einen dumpfen, zwischenzeitlich unterbrochenen Schmerz verwandelt – aber noch immer trieb die Vergangenheit mich um. Auf das Geheimnis um Theodore Dutton gab es anscheinend keine klaren Antworten. All die ungelösten Fragen baumelten vor mir wie Trauben, die bereits am Rebstock verdorben waren.



Kapitel 2

Ich erzähle gern, dass ich in einer Scheune zur Schule gegangen bin – auch wenn ich das Ganze anschließend jedes Mal erklären muss. Aber es kommt der Wahrheit tatsächlich ziemlich nahe. Auf dem Campus gab es die sogenannte Heath Hall, eine Scheune, die 1930 in ein zweistöckiges Schulgebäude umgewandelt wurde. Nach dem Umbau wurden Tafeln, Tische und Stühle in die neu geschaffenen Klassenzimmer hineingestellt, die Treppen wurden mit Teppichboden ausgelegt, während die Hartholzböden in den Schulräumen merkwürdigerweise unverkleidet blieben. Außerdem wurden an jeder Seite des Gebäudes Feuerleitern aus Stahl befestigt, um den damaligen Sicherheitsbestimmungen zu genügen. Nachdem schließlich das ganze Ding noch weiß angestrichen worden war, erinnerte nicht mehr viel an eine Scheune – außer vielleicht das Silo daneben. In dieses zog man ebenfalls Böden ein, verlegte Rohrleitungen und nutzte die so entstandenen Räume als Bäder.

Diese Schule, die ich jahrelang besuchte und an der ich 1977 meinen Abschluss machte, war ein ganz besonderer Ort. Die Gebäude der Seaton Preparatory School schmiegen sich harmonisch in knapp dreiunddreißig Hektar ehemaliges Ackerland in Hockessin, Delaware. Ich bin mir nicht sicher, was ursprünglich alles auf der Farm angebaut wurde, aber ich weiß auf jeden Fall, dass auf dem Land auch Obstbäume standen, denn einige der Apfelbäume hatten überlebt. Als Schüler durften wir uns nun in den Pausen die reifen Äpfel pflücken und verpeisen.

Das eigentliche Bauernhaus war sehr groß und im viktorianischen Stil erbaut. Von Anfang an hatte die Familie Seaton den Hof mit der Absicht gekauft, daraus eine Schule zu machen – und diesem Zweck entsprechend wurde das Haus umgestaltet. Unten wurden die Hauptbüros und die Cafeteria untergebracht, der Musikunterricht fand in der ersten Etage statt. Viele Jahre lang wohnte außerdem Mr Barrister, der

Französischlehrer, in einer kleinen Wohnung im zweiten Stock. Wann immer die Köche in der Cafeteria Zwiebeln anbieten, beschwerte sich Mr Barrister über seine tränenden Augen.

Ausgehend von diesen beiden ursprünglichen Gebäuden wuchs die Schule im Lauf der Jahre immer mehr, und zahlreiche Unterrichtsgebäude, Schlafsäle, Turnhallen, Lehrerunterkünfte, Sport- und Tennisplätze kamen nach und nach hinzu. Außerdem ein Schwimmbecken, zwei Ställe und ein Reitplatz sowie unten im Tal, gleich hinter dem Haus der Schulleiterin, eine Kapelle, die nach den Seaton-Schülern benannt war, die im Zweiten Weltkrieg gefallen waren.

Sie denken jetzt wahrscheinlich, Seaton wäre eine Schule für Kinder aus wohlhabenden Familien gewesen, aber das war nicht unbedingt so. Ich kann mich zwar an mindestens einen Schüler aus dem Staat New York erinnern, der jedes Semester von einem Chauffeur in einer Limousine zur Schule gebracht wurde, aber sobald er hier war, schlief er genauso im Schlafsaal und übernahm dieselben Campus-Pflichten wie jeder andere Internatsschüler auch. Gemäß der Philosophie der Schule trug auch er den Müll weg und rechte das Laub zusammen. Die Schüler sollten in Seaton nicht verwöhnt werden, sondern Disziplin und Miteinander lernen, indem sie dabei mithalfen, das Campusgelände instand zu halten. Das Merkwürdige war, dass diese Aufgaben überwiegend an den Wochenenden erledigt wurden, wodurch die externen Schüler automatisch davon befreit waren und eine Spaltung zwischen den Schülern, die auf dem Campus wohnten, und den anderen Schülern eher noch gefördert wurde. Nicht, dass sich über diese Grenze hinweg keine Freundschaften gebildet hätten, das schon. Doch es war auch kein Geheimnis, dass die Internen neidisch auf die Tagesschüler waren und sich wünschten, sie könnten abends genauso nach Hause zu ihrer Familie gehen, anstatt in einen Schlafsaal zu einem Zimmergenossen zurückzukehren.

Jedes Jahr füllten sich die Zimmer mit Schülern aus den gesamten USA sowie aus allen anderen Herrenländern. Während ich dort war, traf ich Kinder aus Europa, Asien, der Karibik und dem Nahen Osten. In den 1970ern hatten wir einen Ansturm von Jungen aus dem Iran, die dem Militärdienst entgehen wollten. Ihre Familien hatten Verbindungen nach Amerika und genug Geld auf der Bank, um dorthin zu gelangen. Die Schülerschaft war eine Mischung gemäß dem Motto

„Wir sind die Welt“. Weiße, Schwarze, Orientalen (wie wir sie damals nannten), Juden, Katholiken und Protestanten. Wir hatten alles dabei, was man sich nur vorstellen kann.

Aber ich schweife ab. Die meisten von uns Seaton-Schülern kamen aus normalen bürgerlichen Familien und nicht wenige stammten aus Arbeiterfamilien und hatten ein Stipendium erhalten. Seaton war bei Weitem nicht die angesehenste Schule in Delaware und auf jeden Fall nicht die teuerste. Die Kids, die wirklich im Geld schwammen, gingen nach Sterns Valley oder Mencken Hill, und wann immer wir im Hockey oder Lacrosse gegen diese Schulen antraten, wussten wir, dass wir als die unterlegene Mannschaft angesehen würden. Doch das war uns egal. Ganz besonders, wenn wir sie schlugen.

Ich selbst kam aus einer bürgerlichen Familie und war die mittlere von drei Schwestern. Meine Mutter blieb zu Hause bei uns Kindern, mein Vater arbeitete als Ingenieur bei DuPont. Da wir nur knapp drei Kilometer von der Schule entfernt wohnten, war ich Tageschülerin. Morgens brachte mich mein Vater hin, nachmittags holte meine Mutter mich ab – wobei dies so lange ging, bis ich in der Abschlussklasse war und alt genug, um selbst Auto zu fahren.

Genau wie meine Schwestern besuchte ich bis ich zwölf wurde eine öffentliche Schule, aber als ich in die achte Klasse kam, wählten meine Eltern einen anderen Weg für mich und schickten mich nach Seaton. Diesen glücklichen Umstand verdanke ich einem Regenwurm. Das hört sich nach einer weiteren meiner Ausschmückungen an, ähnlich wie die Aussage, dass ich in einer Scheune Unterricht hatte, aber auch darin steckt ein Körnchen Wahrheit.

Mich als schüchternes, ruhiges Kind zu bezeichnen, wäre eine Unterbreitung. Als klapperdürres, sommersprossiges, rothaariges Mädchen, das schon Angst davor hatte, „Hier“ zu sagen, wenn die Anwesenheit überprüft wurde, war ich ein ausgemachtes Ziel für Klassentyrannen. Spötter wurden von mir angezogen wie die Motten vom Licht. Während meines siebten Schuljahres weinte ich mich jeden Abend in den Schlaf, während meine Eltern unten in der Küche hin und her liefen und sich fragten, was sie nur tun sollten.

Und dann kam der Morgen, an dem irgendein Kind, dessen Namen ich nicht mal mehr weiß, in den Bus stieg und mir einen Regenwurm ins Gesicht warf. Als meine Mutter davon erfuhr – der ich es natürlich

erzählte –, warf sie die Arme in die Luft und sagte zu meinem Vater: „Wirklich, Ed, das bringt das Fass zum Überlaufen!“ Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich als künftige Schülerin Seaton gezeigt bekam und die Schulleiterin fröhlich zu meinen Eltern sagte: „Wir wissen, dass Ihre Tochter sich hier wohlfühlen wird.“

Manchmal frage ich mich, wie anders mein Leben verlaufen wäre, hätte es diesen Regenwurm nicht gegeben. Insgesamt gesehen halte ich meine Jahre in Seaton für einen Gewinn, aber man wird sich ja wohl hin und wieder fragen dürfen.



Kapitel 3

Ich stand am Fenster von Heath Hall und blickte auf „Anderson Hall“, das Gehöft mit der Grünfläche, wo sich auch das Amphitheater befand. Dort saßen wir am Tag unseres Schulabschlusses in unseren langen weißen Kleidern und den dunklen Anzügen. Wir waren bereit, hinaus in die Welt zu ziehen und sie zu erobern.

Ich ging hinaus und blieb lange draußen, aber erobert habe ich die Welt nicht. Und dann kam ich wieder zurück.

Während ich so dastand und auf das Grün hinaussah, zweifelte ich erneut, dass diese Entscheidung wirklich klug gewesen war. Die Angst, die mich erfüllte, war mehr als die normale Angst zu Beginn eines neuen Schuljahrs. Diese Angst hatte mehr mit der Schule zu tun, mit Seaton selbst. Es war ein Gefühl, das sich wie ein hauchdünnes Spinnennetz in mir ausbreitete, und ich wusste genau, wo sein Ursprungsort war. Daher war ich dankbar, als meine Gedanken von einer freundlichen Stimme unterbrochen wurden. „Wie geht’s, Elizabeth?“ Ich drehte mich zu Joel Sexton um, meinem Kollegen im Fach Englisch, der in der Tür zu meinem Klassenzimmer stand.

„Ganz gut“, erwiderte ich und hoffte, ich hörte mich optimistisch an.

Er nickte und lächelte. „Der Campus hat sich doch nicht so sehr verändert, seit – wann bist du noch mal abgegangen?“

„Siebenundsiebzig.“

„Hat sich seitdem nicht groß verändert, oder?“

„Sehr wenig“, stimmte ich zu, „bis auf die Scheunen und das Reitprogramm.“ Die Ställe waren abgerissen und das Weideland an der Nordseite des Campus, auf dem früher geritten worden war, war als Bauland verkauft worden. Inzwischen war auf dieser Fläche ein Wohngebiet mit Sackgassen und prunkvollen Häusern entstanden. Der Verkauf hatte Seaton Ende der 1980er-Jahre über finanziell unruhige Zeiten hinweggeholfen und war für das Überleben der Schule unerlässlich

gewesen, doch genau auf dieses Wohngebiet blickte ich von meinem Schlafzimmerfenster in Pine Glen aus. Die meiste Zeit hatte ich die Jalousien unten, um mich gegen die Veränderung, die die Zeit mit sich gebracht hatte, abzuschotten.

„Tja“, fragte ich, „welches Damoklesschwert lassen wir denn jetzt über den Köpfen der Kinder schweben, wenn wir ihnen nicht mehr mit Scheunendienst drohen können?“

Joel lachte. Er erinnerte sich offenbar auch noch daran, wie er den Stall ausmisten oder die Boxen tünchen musste. Joel war selbst einmal Schüler in Seaton gewesen, allerdings ein paar Jahre nach mir. Als ich die Schule beendete, war er noch in der Mittelstufe, sodass sich unsere Wege auf dem Campus nicht kreuzten. Aber auch er war dazu verurteilt gewesen, die Morgenversammlungen durchzustehen, in denen Mildred Bidney, die Oberstufenleiterin, die Ankündigungen für den Tag vorlas. Sie stand auf dem Podium mit einem Stapel linierten Papiers und einem perfekt gespitzten Bleistift. Während sie vorlas, klackte sie ständig mit dem Stift auf das Pult, immer abwechselnd mit der Spitze und mit dem Radierer, der Spitze und dem Radierer. Ich beobachtete, wie sich der Bleistift fast wie ein Windrad drehte, während Mrs Bidney ihre Informationen herunterleierte, bis sie schließlich zur letzten gefürchteten Ankündigung des Vormittags kam. Dann hielt der Bleistift inne, wurde an den Rand des Podiums gelegt und Mrs Bidney blätterte um zur letzten Seite des Papierstapels. Der Augenblick, in dem die Schüler vorgelesen wurden, die sich den Scheunendienst verdient hatten, war gekommen.

Unsere Schulleiterin genoss offenbar die Gelegenheit, die Namen der Gesetzesübertreter vorzulesen und sie öffentlich an den Pranger zu stellen. Langsam arbeitete sie die Liste ab und machte nach jedem Namen eine nervenaufreibende Pause von einigen Sekunden. Sie lugte über ihren Brillenrand und ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. Eine Stille, so dicht wie der Londoner Nebel, legte sich über die Versammlung, als sich eben jener Blick wie ein Falke auf den Unglücklichen stürzte, der den gerade verlesenen Namen trug. Nur der trotzigste Schüler wagte es, ihren Augen zu begegnen, ohne beschämt den Kopf zu senken.

„Oh, die gute alte Schimmelpilz“, sagte Joel jetzt, denn so hatten wir die Schulleiterin hinter ihrem Rücken genannt. Schimmelpilz oder

Alte Henne, was wir brüllend komisch fanden. Joel lachte erneut, als wäre er für kurze Zeit wieder zum Jugendlichen geworden, und schüttelte dann mit einem zufriedenen Seufzer den Kopf. „Aber keine Sorge“, fügte er hinzu. „Jack hat auch so seine Methoden, dass die Kinder spüren.“

Jack Farrell, Oberstufenleiter seit 1997, war der Nachfolger von Mildred Bidneys Nachfolger. Frau Schimmelpilz war irgendwann in den 1980ern in den Ruhestand gegangen, so ziemlich genau zu dem Zeitpunkt, als die Scheunen niedergerissen wurden. Ich glaube nicht, dass da ein Zusammenhang bestand, aber man kann ja nie wissen.

„Also, Elizabeth“, sagte Joel, „bist du fertig, bereit zum Unterricht?“

„So bereit, wie man nur sein kann“, erwiderte ich mit einem Lächeln. „Übrigens, du kannst mich Beth nennen. Das ist einfacher.“

„Also gut, Beth.“

Ich hatte ihm schon mehrmals angeboten, mich Beth zu nennen, aber jedes Mal griff er auf meinen vollständigen Namen zurück. Er hatte etwas von einem zerstreuten Professor an sich, aber er lächelte charmant, war sehr freundlich und ich konnte mich glücklich schätzen, mit ihm zu unterrichten. Die Schülerzahl in Seaton blieb gering und Joel und ich waren die einzigen Englischlehrer für die Oberstufe. Jeder von uns hatte eine eigene Klasse im ersten Stock von Heath Hall, aber wir teilten uns ein Büro. Es war jenes Büro, das einst schon Beatrice Mann und Tom Goss und später Theodore Dutton gehört hatte, den Lehrern, die meine Begeisterung und Liebe für Literatur und Poesie geweckt hatten.

Das Telefon im Büro klingelte und Joel ging hinein, um den Anruf anzunehmen. Ich schaute mich noch einmal prüfend in meinem Klassenzimmer um, war nach wie vor zufrieden mit der Sitzordnung und folgte Joel schließlich ins Büro. Er war bereits seit sechs Jahren in Seaton und hatte sich gut eingerichtet. Das halbe Zimmer war eine chaotische Ansammlung von Büchern, Papieren und Kisten mit wer weiß was darin. Ich kümmerte mich nicht darum. Meine Bürohälfte einschließlich des Schreibtischs war sorgfältig aufgeräumt, alle Bücher und Arbeitsmittel standen an ihrem Platz und ich hatte auch vor, es dabei zu belassen. Mir war immer wohler, wenn alles seine Ordnung hatte.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, während Joel mit dem unsichtbaren Jemand am anderen Ende der Leitung sprach. Mir kam es

fast so vor, als könne ich noch die tausend Zigaretten riechen, die einst in diesen vier Wänden geraucht worden waren. Zwischen den Stunden setzten sich Mrs Mann und Mr Goss immer an ihre Schreibtische und zündeten sich eine an. Wenn man dann den Raum betrat, lief man buchstäblich in eine Rauchwolke hinein. Damals machten wir uns darüber keine Gedanken, aber inzwischen war das gesamte Gelände der Seaton School rauchfreie Zone. Das wäre in den 1970ern weder unter den Mitarbeitern noch unter den Schülern durchsetzbar gewesen.

Als Joel auflegte, sah er allerdings selbst so aus, als könnte er dringend eine Zigarette brauchen, obwohl er eigentlich gar nicht rauchte – zumindest soweit es mir bekannt war. „Das war meine Frau“, sagte er. „Sie hat vorhin mit dem Schadenssachverständigen der Versicherung gesprochen. Bei uns ist vor Kurzem schon wieder einer nachts mit dem Auto im Wohnzimmer gelandet.“

Ich war für einen Moment sprachlos. Wie konnte ein Auto in ihrem Wohnzimmer landen? Schließlich murmelte ich: „Was meinst du damit?“

Er lachte verhalten und klang dabei ein wenig gezwungen. „Jetzt weiß ich, warum das Anwesen so ein Schnäppchen war. Wir wohnen erst seit einem Jahr in dem Haus und sind schon zweimal davon aufgewacht, dass ein Auto durch die Hauswand krachte.“

„Du machst Witze?“

„Ich wünschte, es wäre so.“

„Aber wieso? Was ist denn passiert?“

„Wir wohnen am Hoopes Reservoir, an einer der steilen, kurvenreichen Straßen.“ Er blickte mich an, um zu sehen, ob ich ihm folgen konnte. Ich nickte und er fuhr fort: „Unser Haus steht genau in einer Kurve, ziemlich dicht an der Straße.“

„Aha.“

„Du weißt, wofür Hoopes berühmt ist?“

Ich wusste es. Trinkende Jugendliche. Um das gesamte Staubecken herum gab es zahlreiche abgelegene Stellen, wo die Jugendlichen parken und sich durch alles Mögliche hindurchtrinken konnten – von einzelnen Flaschen Apfelwein bis hin zum 20-prozentigen Fusel. Das tranken sie zumindest zu meiner Zeit. Ich wusste davon, weil meine ältere Schwester ein- oder zweimal dabei gewesen war, als sie eigentlich irgendwo anders hätte sein sollen.

„In diesem Teil der Stadt können die Nächte also gefährlich sein“, fuhr Joel fort.

„Du meinst, die Autos sind wirklich durch die Hauswand gekracht?“

Er nickte. „Zuerst ein Mustang und jetzt ein Buick. Beide kamen kurz vor der Unterhaltungselektronik zum Stehen. Zumindest blieben so der Fernseher und die Stereoanlage verschont. Allerdings mussten wir zwei Sofas ersetzen, die beide vollständig zerstört waren.“

Allein die Vorstellung entsetzte mich. „Wurde jemand verletzt?“

„Nur meine Geldbörse. Bisher.“

„Meine Güte, Joel! Vielleicht solltet ihr umziehen.“

„Im Moment kann ich mir keinen Umzug erlauben. Außerdem ...“, einer seiner Mundwinkel verzog sich zu einem schelmischen Grinsen, „... finden meine Kinder irgendwie Gefallen daran, morgens herunterzukommen und ein umgeräumtes Wohnzimmer vorzufinden. Todd nennt es die ultimativ extreme Aufräumaktion.“

„Aber findest du nicht, dass es allein schon viel zu gefährlich ist, sich überhaupt nur in dem Haus aufzuhalten?“

„Na ja, wir sind nicht allzu oft im Wohnzimmer, vor allem nicht samstags abends. Beide Male, als unser überraschender Besuch vorbeikam, war es Samstagabend. Oder vielmehr früher Sonntagmorgen.“

„Und es waren Kinder, Jugendliche die getrunken haben.“

Wieder nickte er. „Beide Male. Nun gut“, er hielt inne und sah auf seine Uhr, „ich fahre dann mal nach Hause – oder zu dem, was davon noch übrig ist. Bis morgen früh auf der Lehrerversammlung?“

„Ja, ich gehe hin.“

„Gut, dann sehen wir uns dort. Dir einen schönen Abend.“

„Dir auch – und halt dich von deinem Wohnzimmer fern.“

Joel griff nach seiner Aktentasche und wandte sich lachend zur Tür.

Nachdem er gegangen war, blieb ich noch eine Weile an meinem Schreibtisch sitzen, um einigen Papierkram zu erledigen. Über mir knackte und knarzte die Decke unter irgendjemandes Schritten. Die Geräusche unterbrachen meine Gedankengänge und lenkten meine Aufmerksamkeit auf das einzige Fenster im Büro. Unten ging gerade Jack Farrell gewohnt schnellen Schrittes über den Kiesweg. Offenbar war er unterwegs in Richtung Pratt Lodge, das seit langer Zeit das Wohnhaus des Oberstufenleiters war. Auf seinem Weg grüßte er mit einer leichten Verbeugung und einem scherzhaften Ziehen seines Hutes

den ernst dreinblickenden Harlan Quinn, der schon seit vielen Jahren Schulleiter von Seaton war. An Harlan Quinns harter Schale prallten die meisten gesellschaftlichen Nettigkeiten ohne erkennbare Wirkung einfach ab. Davon unbeeindruckt winkte Jack gleich danach freundlich zu Delia Simpkins hinüber, die als Verwaltungsassistentin in dem Büro direkt unter mir arbeitete. Sie stieg eben in ihr Auto und läutete damit vermutlich ihren Feierabend ein. Sie grüßte Jack mit einem kleinen Winken.

Ich gewöhnte mich schnell an das Schulleben und fühlte mich immer vertrauter mit den Abläufen. Nach mehreren Lehrerversammlungen und geselligen Treffen mit den übrigen Mitarbeitern hatte ich die Namen aller gelernt, die die Maschinerie Seaton Prep am Laufen hielten. Und ob ich nun so weit war oder nicht – jetzt war es an der Zeit, mich selbst in das Getriebe einzufügen und an dem Lauf zu beteiligen. Ich wünschte nur, ich hätte mich etwas mehr dazu bereit gefühlt.